Die Menschen nennen es Liebe.

Roman von H. Courths-Mahler.

(18. Fortsetzung.)

Verständnisvoll lauschte die Gräfin dieser Eröffnung. Sie warf nur ab und zu ein Wort, eine Frage dazwischen und war voll Teilnahme für alles. Ein wenig tat es ihr leid, daß Hans nicht so mit seinem ganzen Herzen bei dieser Verbindung war. Sie war eine Frau von großer Gemütstiefe und hatte eine glückliche Ehe mit einem zärtlich geliebten Manne hinter sich. Da sie Hans herzlich liebte, hätte sie ihm gern ein reicheres, volle Glück gewünscht. Aber sie enthielt sich jeder Einsprache, die sie im voraus als nutzlos erkannt hätte.

Zum Schluß sagte der junge Mann: „Du kannst dir nicht denken, liebe Tante, wie kindisch und unerfahren, wie völlig weltfremd und unbeholfen meine Braut noch ist in allen Dingen, trotzdem sie in wissenschaftlicher Beziehung teilweise weit über ihr Alter gebildet ist. Ehe ich meine Verlobung mit ihr veröffentliche, muß sie unbedingt erst in mancherlei Dingen aufgeklärt werden, und ich halte es für unerläßlich, daß sie lernt, sich wie eine Dame der eleganten Welt zu kleiden. Weder ihr Vater, noch ich fühlen uns imstande, sie mit allem vertraut zu machen, was sie wissen muß. Und da habe ich nun an dich gedacht, Tante Maria, wie an eine gütige Helferin in der Not. Es ist eine große Bitte, die ich an dich richten muß. Würdest du Pia bei dir aufnehmen für einige Zeit? Würdest du dich der Mühe unterziehen, dies junge, unerfahrene Kind in mütterlich liebevoller Weise zu belehren? Nur eine Frau von so vornehmer Gesinnungsart und echt mütterlicher Güte und Zartheit, wie du sie besitzest, kann dies sicher nicht leichte Amt übernehmen, ohne Schaden anzurichten an dieser kindlichen Seele. Pia kennt ja nicht den segensreichen Einfluß mütterlicher Sorgfalt. Du würdest taktvoll die rechte Art treffen, sie mit dem Leben vertraut zu machen, ohne ihr lauteres Empfinden zu verletzen. Und in bezug auf Aeußerlichkeiten würde sie bei dir auch die beste Lehrmeisterin finden. Deinen feinen, harmonischen Geschmack habe ich bei dir und Lotte oft bewundert. Ich wünsche, daß Pia lernt, sich elegant und geschmackvoll zu kleiden, sich zu bewegen, wie es in der guten Gesellschaft nötig ist. An Grazie und Anmut fehlt es ihr nicht, es muß nur alles in die rechte Bahn geleitet werden. Graf Buchenau wird dir natürlich in allem freie Hand lassen und dir ein entsprechendes Konto bei der Bank eröffnen. Gespart braucht in keiner Weise zu werden. Graf Buchenau ist ein sehr reicher Mann und Pia seine einzige Erbin. Dir soll auch kein Schaden erwachsen in pekuniärer Beziehung. Ich weiß, daß du dich einrichten mußt, und bitte dich, mir zu gestatten, daß ich dich durch eine Anweisung an meinen Bankier in die Lage setze, jeden Aufwand zu bestreiten. Pia soll möglichst viel von der großen Gesellschaft sehen und Baden-Baden ist ja der Platz, wo sie so ziemlich alles haben kann. Auch ist es nötig, eine perfekte Zofe für sie zu engagieren, die sie dann mit nach Hause nehmen kann. Bisher hat ein ziemlich ungeschicktes Bauernmädel Zofendienste bei ihr verrichtet. Von Eleganz und Schick hat Pia keine Ahnung, und doch lege ich auf beides großen Wert bei einer Frau. Ich möchte es am wenigsten bei meiner Frau wissen. Du würdest bei ihr auf gute natürliche Anlagen und auf guten Willen und Lerneifer rechnen können. Es wird dir auch nicht schwer fallen, das kleine Komteßchen liebzugewinnen. Sie ist ein sehr liebenswürdiges Geschöpf ohne Unarten und Launen.

So, liebste Tante — nun weißt du alles — und nun sage mir, ob ich dir Pia bringen darf."

Mit einem Lächeln, in dem noch viel Anmut und Scharm lag, reichte ihm die Gräfin die Hand.

„Bringe mir deine Braut, mein lieber Hans, und sei gewiß, daß ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln versuchen will, dein Vertrauen zu rechtfertigen. Ich hoffe, die mir gestellte Aufgabe zu deiner und des Grafen Buchenau Zufriedenheit zu erfüllen. Da ich selbst eine Tochter großgezogen habe, wird es mir nicht schwer fallen, Komteß Pia wie eine Mutter beizustehen. Jedenfalls freue ich mich sehr, dir einmal meine Dankbarkeit beweisen zu können. Nein, werde nicht ungeduldig — du kannst ja gar nicht ermessen, wie tief ich in deiner Schuld bin. Dir danke ich das Glück meines Kindes. Und was ich nun tun kann, um zu deinem Glück beizutragen, das soll mit Freuden geschehen. Ich bedaure fast, daß du mir keine schwierigere Aufgabe gestellt hast."

Hans Ried lachte.

„Warte nur erst ab, Tante Maria, gar so leicht wird es dir nicht werden, meinen kleinen Wildling in eine elegante junge Dame zu verwandeln. Und erschrick nicht, wenn du sie siehst. Für ihre Garderobe hat bis jetzt die sehr brave und tüchtige, aber doch sehr schlichte Haushälterin des Grafen gesorgt. Man hat sich da unglaublich an dem guten Geschmack versündigt. Das Notwendigste wird sein, daß du sie erst einmal ganz neu equipierst. Man hat Pia in einer unerhörten Gleichgültigkeit gegen ihre äußere Erscheinung aufwachsen lassen."

„Nun, das wird sich alles finden, mein lieber Hans. Sie wird sich schnell genug daran gewöhnen, ihr Aeußeres wichtig zu nehmen. Das liegt uns Frauen im Blut. Ich freue mich darauf, aus der häßlichen Raupe einen schönen Schmetterling zu machen. Das ist jedenfalls der leichteste Teil meiner Aufgabe, zumal, wie du sagst, Geld dabei keine Rolle spielt. Sobald ich sie dann ein wenig gedrillt habe, werde ich sie gleich in die Gesellschaft einführen. Wenn sie mit andern jungen Damen zusammenkommt, wird sie ihnen viel absehen können. Ich lebe hier in einem auserwählten Kreise, und im Frühjahr und Sommer trifft sich außerdem hier die ganze elegante Welt. Da hat die Komtesse die beste Schulung unter meiner Leitung und Aufsicht."

„Das ist mir sehr lieb. Pia muß sich einige Sicherheit im Verkehr aneignen, ehe sie meine Frau wird, denn ich muß sie gleich nach der Hochzeit unsern höchsten Herrschaften vorstellen, und bei Hofe, das weißt du, gibt es scharfe, kritische Augen, wenn auch der Herzog und die Herzogin gütig über manches hinwegsehen würden. Ich werde ja wohl auch in Zukunft meinen dauernden Wohnsitz in Riedberg behalten, aber ab und zu muß ich mich doch bei Hofe und in der Gesellschaft sehen lassen mit meiner jungen Frau, und da soll sich Pia sicher und ungezwungen bewegen können. Ich denke, bei ihrem lebhaften Auffassungsvermögen und ihrer geistigen Regsamkeit wird es dir nicht zu schwer werden, das in kurzer Zeit zu erreichen. Wir haben ihr gesagt, daß sechs Monate genügen werden zu ihrer gesellschaftlichen Ausbildung. Sollte diese Frist zu kurz bemessen sein, kann man immer noch zugeben. Wenn sie erst die Trennung von zu Hause verwunden hat, fügt sie sich gewiß auch in eine längere Lehrzeit."

Die Gräfin nickte lächelnd.

„Ich will schon dafür sorgen, daß es ihr bei mir gefällt. Und ich freue mich wirklich auf das kleine Menschenwunder. Es ist sicher eine sehr dankbare Aufgabe, solch ein junges Geschöpf mit dem Leben vertraut zu machen."

Hans v. Ried besprach nun noch allerlei Einzelheiten mit seiner Tante und verabschiedete sich dann, um in sein Hotel zurückzukehren.

* * *

Zwei Tage später kam Graf Buchenau mit Pia in Baden-Baden an. Hans v. Ried war auf dem Bahnhof.

Ein wenig betäubt von den Eindrücken dieser ersten Reise, sprang Pia aus dem Coupé und hing sich aufatmend an den Arm ihres Verlobten.

„Ach Hans — mir wirbelte der Kopf — ich weiß gar nicht, wo ich zuerst hinschauen soll! Was gibt es bloß für eine Menge Menschen auf der Welt. Und der Zug hat geratert und geschaukelt, und alles flog an meinen Augen vorbei, ehe ich es nur richtig ansehen konnte."

So sprudelte sie aufgeregt hervor und hielt sich an ihm fest.

Graf Buchenau lächelte — selbst ein wenig erregt und benommen.

„Das Plappermäulchen hat unterwegs keine Minute stillgestanden. Es war gut, daß ich ein reserviertes Coupé genommen habe. Pia hätte Aufsehen erregt mit ihren tausend Fragen."

Hans führte sie beide zu einem bereitstehenden Wagen und half ihnen hinein. Als er ihnen dann im Wagen gegenübersaß, sagte er lächelnd:

„Meine Tante freut sich sehr, daß du zu ihr kommst, Pia. Sie hat mich gebeten, dich sofort vom Bahnhof zu ihr zu bringen. Du sollst nicht erst im Hotel Wohnung nehmen. Es ist alles zu deiner Aufnahme bereit. Meine Tante hat die Zimmer für dich bestimmt, in denen vor ihrer Hochzeit ihre Tochter wohnte. Sie liegen nach einem großen Garten hinaus, damit du etwas Grünes vor dir hast, wenn erst der Frühling kommt."

Pia drückte die Hand aufs Herz.

„Ach — ich habe schreckliche Angst, Hans. Sollst sehen, ich stelle gleich irgendeine Dummheit an," sagte sie kläglich.

Er drückte ihr lächelnd und beruhigend die kleine Hand.

„Keine Angst haben, Pia — tapfer, tapfer! Tante Maria läßt dich, glaube ich, gar nicht dazu kommen, eine Dummheit zu machen. Sie ist eine so harmonische, ausgeglichene Natur, daß eine große Ruhe von ihr auf andere Menschen ausstrahlt. Ganz von selbst wirst du wissen, was du tun und lassen mußt in ihrer Gegenwart."

Pia seufzte tief auf.

„Nun — Gott mag helfen! Dornemännchen war der Verzweiflung nahe, als ich abreiste. Sie meinte, sie müsse sich schrecklich schämen, daß sie mich nicht besser erzogen hat."

Ried lachte und scherzte Pias Angst fort. Sie wurde dann auch wieder ganz vergnügt und sah mit großen Augen zum Wagenfenster hinaus. Wozu sollte sie sich eigentlich sorgen? So fragte sie sich. Wenn Hans nur mit ihr zufrieden war, dann konnte ihr alles andere gleich sein. Und er war mit ihr zufrieden, sonst hätte er doch nicht verlangt, daß sie seine Frau würde. Und Papa hatte gesagt, den „äußeren Firlefanz" werde sie schnell genug begreifen.

Graf Buchenau war ziemlich schweigsam während der Fahrt. Er ließ das junge Paar plaudern, und sah mit stillen Augen vor sich hin. Das ganze lebhafte Treiben der Welt, die er so lange geflohen hatte, wirkte mächtig auf ihn ein. Ihm war zumute, als habe er jahrelang tot in einer stillen Gruft gelegen und sei nun zu neuem Leben erwacht. Daß er nie mehr für immer in dies geräuschvolle, fordernde Leben zurückkehren würde, war ihm gewiß.

Der Wagen hielt vor dem Hause, das die Gräfin Eckhoff bewohnte. Es war eine vornehme zurückliegende Villa, von einem großen Garten umgeben. Diese Villa gehörte einem alten, kinderlosen Ehepaar, das der Gräfin gern die erste Etage abgetreten hatte. Seit dem Tode ihres Gatten wohnte diese nun schon hier und hatte die Wohnung auch nach der Verheiratung ihrer Tochter beibehalten. Die Gräfin führte kein großes Haus, aber ihre Empfangstage wurden gern von der ersten Gesellschaft besucht. Während der Hochsaison gingen auch viele Fremde aus der guten Gesellschaft bei ihr aus und ein, und es galt als ein Vorzug, bei ihr eingeführt zu werden, denn man war gewiß, stets die Elite der Gesellschaft dort zu finden. In einem internationalen Badeort wie Baden-Baden ist sonst viel Spreu unter dem Weizen zu finden.

Gräfin Eckhoff empfing die Herrschaften in ihrem kleinen Salon. Sie wollte durch diesen intimen Empfang gleich dokumentieren, daß sie die Komtesse bereits als Hausgenossin und künftige Verwandte betrachtete. Mit ihrem gütigen Lächeln kam sie der jungen Dame entgegen, faßte ihre Hände und zog sie nahe an sich heran.

„Grüß' Gott, Komteßchen! Also, das ist meine neue kleine Hausgenossin und Pflegetochter. Wie ich mich freue, wieder ein junges Blut um mich zu haben," sagte sie herzlich.

Pia sah mit ihren Sonnenaugen zu ihr empor.

„Ach — Sie werden eine arge Plage mit mir haben, Frau Gräfin," antwortete sie verzagt.

Die Gräfin lachte.

„Ich fürchte mich gar nicht. Wir zwei werden uns schnell und gut verstehen, das sehe ich Ihren Augen an. Und gleich mache ich mein Recht als künftige Tante geltend. Wir akzeptieren uns schon jetzt gegenseitig als Verwandte und sagen uns „du". Das erleichtert den Verkehr und läßt nicht erst etwas Fremdes zwischen uns aufkommen. Gelt, liebes Kind, du bist einverstanden?"

Pia nickte mit strahlenden Augen.

„Ach ja — wenn ich darf, dann nenne ich dich Tante Maria, wie Hans. Das klingt so lieb. Und nun fürchte ich mich gar nicht mehr vor dir, du hast so gute Augen."

„Hast du dich denn vor mir gefürchtet?" fragte die Gräfin lächelnd.

Pia atmete auf.

„Ein wenig schon. Aber Hans sagte mir gleich, du seiest so eine gütige, liebe Dame. Das sehe ich nun selbst."

Die Gräfin küßte die junge Dame lächelnd auf die frische, rosige Wange, und dann begrüßte sie in ihrer ruhigen, liebenswürdig vornehmen Art Pias Vater.

Pia ließ dabei die Augen nicht von ihr, und sie dachte bei sich, daß sie ganz sicher niemals lernen würde, sich so anmutig und vornehm zu bewegen, wie diese Frau.

Graf Buchenau bat nun die Gräfin Eckhoff, daß sie sich seiner Tochter gütigst annehmen möge, und dankte ihr sehr warm für ihre Bereitwilligkeit. Die Gräfin gefiel ihm und das Herz wurde ihm etwas leichter bei dem Gedanken, Pia hier zurücklassen zu müssen.

Dann verabschiedete er sich, um im Hotel Wohnung zu nehmen. Hans begleitete ihn auf einen Wink seiner Tante. Sie wollte jetzt erst einmal mit Pia allein sein und Fühlung mit ihr gewinnen.

Sofort hatte die feinfühlige Frau erkannt, daß Pia erst alle Scheu vor ihr verlieren müsse, damit sie ihr Erziehungswerk mit Erfolg in Angriff nehmen konnte. Auf Pias äußere Erscheinung hatte sie Hans v. Ried durch seine Erzählung wohl vorbereitet, aber trotzdem war sie innerlich erschrocken, daß die kleine Komtesse so unvorteilhaft und ungeschickt aussah in dem steifen grauen Reisekleid.

(Fortsetzung folgt.)

---

stärke, daß sie bis zu 244 Meter Tiefe dem Wasserdrucke Widerstand leisten kann.

Der Fremdenlegionär.

Von Hermann Horn. (München).

In einer mittleren Stadt Schwabens lebte vor dem großen Kriege ein Mann von etlichen Vierzig, Wilhelm Farber, den man allgemein den Fremdenlegionär nannte. Er war ein Goldschmiedarbeiter, der sich in seiner freien Zeit mit Literatur und Philosophie beschäftigte und auch ein paar Bücher verfaßt hatte. Ein Rechtsanwalt hatte ihn entdeckt, über ihn geschrieben, und nun sah man sein merkwürdig bleiches, tiefe Furchen und Linien zeigendes Gesicht, seine große, etwas vorgebeugte Gestalt in literarischen Vereinen auftauchen, oder auch da oder dort in einer Gesellschaft. Aber es war kein unterhaltsamer Mensch. Sprach man ihn an, redete er mühsam und suchte das Gespräch in glühende Allgemeinheiten oder stille Einsamkeiten zu führen, wohin es schwer war, zu folgen. Sonst war er sanft und stets bemüht, sich und andere weitab von seinem eigenen Ich sachlich und gerecht zu behandeln und zu beurteilen.

In seiner Jugend war Wilhelm Farber über eine Ungerechtigkeit, die er einen anderen hatte erleiden sehen, beim Militär auffällig geworden und war auf und davon und zur französischen Fremdenlegion. Man erzählte, er habe stillschweigend und hinter alles Schreckliche dieser Dienstzeit ertragen, aber nach seiner Entlassung wäre er ohne auch nur eine Stunde Aufenthalt sofort nach Deutschland geeilt und habe sich freiwillig zur Verbüßung seiner Strafe gemeldet, hätte sie auch auf sich genommen und geduldig seine Militärzeit abgedient. Dafür sei er aber gleich darauf als Handwerksbursche durch ganz Europa und auch ein Stück Amerikas gewandert, bis er eines Tages heimathungrig in seiner Vaterstadt gelandet sei. Er sei mit dem Entschluß gekommen, eine Familie zu gründen, und da habe sich die Rieke Gleichbund, die mit ihm zusammen in den Konfirmandenunterricht gegangen sei, für ihn aufgespart gehabt, und hätte auch gleich was für die Familie mitgebracht, nur sei's von einem andern gewesen.

Die bösen Zungen wie die ernsthaften Menschen behaupteten aber, nimmer könne er mit seinem Weibe glücklich sein, denn sie war, wie jeder sehen konnte, eine schlechte Wirtschafterin, schleckte und klatschte, lief zu jeder Andacht und ließ den Mann für die fünf Kinder sorgen.

Als dann der Krieg kam, ließ er Frau und Kinder und zog trotz seinem Alter mit den ersten aus. Das Feuer war in ihm erwacht. Es schien, als erwarte er noch einmal unbekannte, große Dinge vom Leben, dem er schon entsagt hatte.

Der Hauptmann machte ihn bald zum Unteroffizier. Mit Staunen sah er die Kraft der Leidenschaft, mit der dieser Mann sich in die eherne Organisation einlebte, um sich bald wieder als Mensch mit reifen Fähigkeiten von Umsicht und Wirklichkeitssinn von ihr abzuheben.

Dieser, von allen der Fremdenlegionär genannte Mann brachte es fertig, trotz seinem besonderen Wesen von Mannschaft und Vorgesetzten gleichmäßig respektiert zu werden. Er vermochte es, sich allen zu fügen und dennoch den blanken Kern seiner Tüchtigkeit für sich zu behalten, alle körperlichen Beschwerden zu erdulden und dabei stets die Sinne begehrlich für das Erlebnis bereit zu haben. Darüber hatte sich seine gebeugte Gestalt aufgerichtet, und die sanfte Gleichmut seines großen, bleichen Gesichtes war von Augen belebt worden, die wie fragende Jugend blickten.

Ruhm und Ende fand er bei einem Stücklein, durch das er die ganze Kompagnie vor Gefangenschaft oder Vernichtung rettete. Das war an einem Septembertage zu Anfang des Krieges in den Vogesen.

Zur Nachtzeit hatte die Kompagnie den schwerbedrängten Ihrigen im dunklen Walde Verstärkung bringen sollen. Ihr Regiment hatte sich zurückziehen müssen, ohne Fühlung mit ihnen bekommen zu haben; und als der Morgen kam, befanden sie sich mitten in der im Vormarsch befindlichen feindlichen Brigade.

Hinter ihnen kamen die feindlichen Massen angerückt, rechts und links hörte man Franzosen im Wald marschieren, und auf Händen und Füßen mußten sie durch Busch und hohe Buchenstämme rückwärts durchs Tal.

In einer kleinen buschigen Mulde, wo sie in guter Deckung war, ließ der Hauptmann die Mannschaft zurück und pirschte sich selbst mit zwei anderen und dem Fremdenlegionär an einen ausgefahrenen Waldweg heran. Sie selbst lagen gut versteckt, aber vor ihnen war eine freie Stelle vor moosbewachsenem Felsengewirr, und links davon floß über runde Kieselsteine ein kleiner Bach am Fuße einer wildbewachsenen Blöße. Halb den Berg hinan begann der Wald.

Gestern abend waren sie am Wasser entlang gekommen, dort drüben mußte man das Regiment vermuten, und der Hauptmann hatte nicht übel Lust, ohne weiteres wieder den Bach entlang den Rückzug anzutreten, denn ihre ausgesandte Patrouille war nicht zurückgekehrt.

Nur Wilhelm Faber, der mit wachen Sinnen den Geräuschen, der Nacht gefolgt war, erlaubte sich, dem Hauptmann seine Meinung darzulegen, daß man schräg zur Rechten durch den Wald müsse.

Aber die Beratung wurde abgebrochen, denn gerade von dort hörte man jetzt Geräusch und sah in der Ferne einen kleinen Trupp von Franzosen sich nahen, der gut zu beobachten war. Als der Hauptmann einen Augenblick aufatmend das Glas von den Augen setzte, war der Fremdenlegionär von seiner Seite, und er sah ihn drüben auf dem freien Platz auf einem moosbewachsenen Stein liegen. Das Gewehr hatte er mit dem Bajonett in den Boden gestoßen und an den Kolben ein Taschentuch gebunden.

Da lag er in der Einsamkeit des Waldes, die Sonne schien hell auf das grüne Moos, und man sah sein großes, bleiches Gesicht, vor dem er jetzt ein Streichholz entzündete, um eine Zigarette anzustecken. Er hatte den Kopf aufmerksam in der Richtung der Kameraden erhoben, als erwarte er aus dieser Richtung jemand, und rauchte.

Ein Soldat erhob mit einem unterdrückten Fluche das Gewehr nach ihm, aber der Hauptmann hielt die Hand auf den Lauf, denn er konnte nicht an einen Verrat glauben. Er selbst aber legte seine Mauserpistole auf den Mann an und wartete, was geschähe.

Es waren zwölf Franzosen, die gar bald den breit liegenden deutschen Soldaten mit seiner weißen Fahne gewahrten und mit angeschlagenen Gewehren auf ihn zukamen.

Da gewahrte der Hauptmann mit seinen beiden getreuen Soldaten mit erschrockenem Staunen, wie ein ihnen ganz unbekanntes Leben sprudelnd aus dem alten Legionär herausbrach, als kehre ein Dörfler, der lange Jahre in der Stadt studiert hat, wieder in sein Heimatdorf zurück und werfe sich mit Lust in alte Erinnerungen und lange entbehrte Ausdrucksformen.

„Mort dieu!" rief er, „endlich kommt Ihr, wie Araber von hinten angeschlichen, und ich warte den ganzen Morgen, daß Ihr von vorn kommt. Zeit, daß man wieder rote Mützen sieht und französisch hört. Bei den verdammten Boches stinkt nur das Sauerkraut, und den ganzen Tag brüllen sie ihre Lieder."

Da erhob er sich gelassen, und er mußte wohl den Soldaten gebräuchliche Töne und Wendungen gebraucht haben. Einige lachten, und der Unteroffizier, der sie führte, fragte ihn etwas und trat dabei mit höflicher Gebärde auf ihn zu.

Da begann der Fremdenlegionär eine Geschichte zu erzählen. Der Hauptmann verstand etwas von Elsaß, Gefängnis, Schwester — Schande — und hatte ihre Landsmann erst ruhig gesprochen, so begann er immer leidenschaftlicher zu werden, und am Ende nahm er die deutsche Mütze ab, trat sie in den Boden und schwieg, als sei er erschöpft. Einige murmelten Beifall, nur ein großer Mann mit einem schwarzen Vollbrat trat dicht auf ihn zu, schrie ihn mißtrauisch und hart an und schlug ihn mit der Hand auf die goldenen Litzen seiner Uniform, nach denen er Unteroffizier war.

Aber der Fremdenlegionär lachte ihm breit ins Gesicht, schüttelte den Kopf und sah dann fragend den Unteroffizier der Franzosen an. Der blickte ihm zur Antwort einen Augenblick prüfend in die ruhigen, klaren Augen, dann streckte er ihm die Hand hin: „Du bist ein guter Franzose, Kamerad!" Da begehrte der Schwarzbart auf, es gab Rede und Gegenrede, und schließlich hob der Zornige das Gewehr. Doch der französische Unteroffizier schlug es zur Seite und ein Schuß krachte.

Wie der französische Unteroffizier den wilden Burschen zusammenschimpfte, sah der Hauptmann auf einmal drüben vor dem Bach, wo der Wald began, dicht an dicht die roten Kappen französischer Soldaten auftauchen. Sie sahen neugierig herüber und verschwanden plötzlich wieder. Das Herz klopfte dem Hauptmann einen Augenblick bang und schwer. Dort hätte er die Kompagnie in sicheres Verderben geführt. Doch gleich darauf wandte er den Blick entschlossen nach der anderen Seite, bereit, gegen jeden dort auftauchenden Feind sofort den Befehl zum Sturme zu geben.

Dort war nichts zu sehen. Die französische Patrouille hatte sich geteilt. Sechs Mann gingen links den Weg entlang, die andern waren noch an der alten Stelle. Der Fremdenlegionär selbst saß mit dem französischen Unteroffizier auf dem moosbewachsenen Steine, und sie unterhielten sich gedämpften Tones wie Freunde. Der Franzose war ein schöner Mensch mit beweglichen Zügen. Der Hauptmann konnte ihn deutlich sehen. Die Zuneigung zu dem deutschen Unteroffizier schien in ihm durch dessen Wesen und der Rolle des Beschützers erwacht. Wärme lag in seinen Augen, und einmal nahm er die Hand des Deutschen. Aber das merkwürdigste war das große, bleiche Gesicht des Fremdenlegionärs.

Deutlich war in ihm völlige Ruhe und Klarheit zu lesen, wie sie nur hat, wer imstande ist, alle Erscheinungen des augenblicklichen Lebens sofort für die Wärme des eigenen auszunützen. Ein Lächeln stand um seinen Mund, so klar und doch so geheimnisvoll, wie das treibende Blühen einer Blume in der Glut der Sonne.

Bald darauf schritten der Deutsche und die Franzosen die kleine Erhebung des Waldes hinan. Der Franzose legte dabei, als wolle er dem Deutschen sein Vertrauen beweisen, vertraulich seinen Arm auf dessen Schulter. Vielleicht tat er's, weil der Schwarze und noch ein anderer mit gefälltem Bajonett hinter dem vermeintlichen Ueberläufer einher gingen. Als auch diese Patrouille verschwunden war, rechnete der Hauptmann aus, wo man drüben am Bergabhang nicht gesehen werden könne und ließ dann in Gottes Namen in der Richtung der eben verschwundenen Franzosen seine Leute weiterkriechen, denn es war höchste Zeit. Schon hörte man im Rücken deutlich den anmarschierenden Feind und war noch immer im Ungewissen, ob nicht der Feind schon, ohne es zu wissen, den Ring von allen Seiten um sie geschlossen hatte.

Zwanzig Minuten mochten sie so gekrochen sein, da kamen sie an dichtes Unterholz, durch das zahlreiche Grasgänge führten. Tief hing das Laub über die einsamen Wege.

Noch befragte der Hauptmann mit zwei Offizieren Karte und Kompaß, da sahen sie den Fremdenlegionär mit seiner Begleitung einen der Grashänge herabkommen. Er mußte sie erblickt haben, und auch die Franzosen zauderten, und die beiden Leute zuckten ihre Bajonette unwillkürlich gegen ihren Gefangenen.

Schon wollte der Hauptmann vorbrechen, da warf der Fremdenlegionär den französischen Unteroffizier mit einem Stoß gegen den Schwarzbärtigen, schlug dem zweiten das Gewehr aus der Hand und schrie laut: „Links den Weg gerade aus und über die Wiese auf die Tannen zu. Dort kommt das Regiment!" Dann sprang er ins Dickicht. Schüsse knallten, und wie sie den angegebenen Weg entlang liefen, sahen sie ihn schon in gewaltigen Sätzen vor sich her springen.

Er blieb ihnen ein ganzes Stück voraus, auch auf der Wiese war er noch vor ihnen, dann sahen sie den schwarzen Franzosen auf einem Pferd die Tannen entlang geritten kommen. Er sprang ab, legte auf den Fremdenlegionär an, schoß ihn mit dem zweiten Schuß über den Haufen und sprengte dann wieder davon.

Sie feuerten heftig hinter dem verwegenen Kerl drein, aber er verschwand so rasch im Walde, daß ihm nichts geschah.

Der Hauptmann hatte den Fremdenlegionär aufnehmen lassen, und sein großes, bleiches Gesicht schwankte mit geschlossenen Augen in einer braunen Zeltbahn.

Als sie die Tannen durchquert und das Regiment ohne Verlust erreicht hatten, marschierten sie alle an ihm vorbei, sahen auf dies bleiche Gesicht und grüßten.

Sie wußten wohl, daß er sie gerettet hatte.

Der Oberst und der Hauptmann suchten den Verwundeten am Verbandsplatze auf. Der Oberst steckte ihm sein eigenes Eisernes Kreuz an.

Der Fremdenlegionär hatte große, wissende Augen. Er war so sehr mit sich beschäftigt, daß er nicht einmal dankte für die Gabe. Er sprach nur die für die anderen unverständlichen Worte: „Es ist überall das Gleiche — man muß immer geradeaus gehen. . ."

Dann sah er den Hauptmann an und fragte rasch: „Ist er tot?"

Der Gefragte wußte erst nicht, was er meinte, dann sagte er rasch: „Nein, sicher nicht."

Später erfuhr der Hauptmann, in einem Lazarett sei der Fremdenlegionär gestorben.

Ein halbes Jahr darauf, als er selbst verwundet in die Heimatstadt kam, ging ihm erst das wirkliche Verständnis für den Gefallenen auf.

Dem Rechtsanwalt hatte er geschrieben, und sie unterhielten sich lange über ihn und es wurde ihnen klar, wie dieses einfachen Mannes Leben immer gegangen war. Aufgehoben war es geworden von mancherlei hohen Flammen des Begehrens zu heißen Entschlüssen, und dann hatte es sich ergeben dem Selbstgewollten gefügt und unterworfen, weil er nur geradeaus gehen konnte.

Und sie dachten voll Ehrfurcht an dieses blasse, große Gesicht mit der hohen Stirne.

Italienische Erziehung.

Die gegenwärtige Psyche des italienischen Kindes.

Der Mailänder „Secolo" ist weder in seiner politischen, noch in seiner privaten Moral vorbildlich für Italien, aber für gewisse Kreise wird das, was man in diesem freimaurerischen, halb französischen und nur halb italienischen Blatt liest, typisch sein. In einer Ausgabe gibt ein Mitarbeiter Gedanken und Erfahrungen über die gegenwärtige Psyche des italienischen Kindes zum besten, die auf eine gute künftige Rasse hoffen lassen, wenn die Modellkinder, die er uns vorführt, wirklich existieren. Ein achtjähriges Mädchen schreit nachts im Traum heftig auf und erzählt, als es die Sprache wiederfindet, es habe im Traum Deutschland gesehen. Die Form und die Farbe dieses Ungeheuers konnte es nicht angeben, aber es müsse, so erzählt der Vater, eine schreckliche Vision gewesen sein, da das Kind noch mehrere Stunden lang zitterte. Ein vierjähriger Junge, dem sein Vater eine Unart mit den Worten verwies: „Nicht so! So machen es die deutschen Kinder, antwortete nach einigem Nachdenken: „Aber die Deutschen haben ja gar keine Kinder." Was von dem Erwachsenen so kommentiert wird: „Das Bild Deutschlands stellt sich dem kindlichen Gemüt so dar, daß in ihm nichts Kleines, Liebliches, Frohes, Unschuldiges bestehen kann." Ein zehnjähriger Junge begleitet seinen Vater in eine Fabrik, deren Direktor, ein wütender Deutschenhasser, dem Besucher zeigt, wie er allmählich alle deutschen Einrichtungen und Maschinen durch italienische ersetzt. Nur für eine Kontrolluhr, welche die Arbeitszeit der Arbeiter anzeigt, hat er noch keinen Ersatz gefunden. Der Junge, der bisher schweigend zugehört hatte, bemerkt nun: „Diese muß deutsche bleiben", und über den Grund befragt, erklärt das geistreiche Kind: „Weil die Uhr als Spion dient."

Der Mitarbeiter des „Secolo" ist außer sich vor Stolz über solchen Nachwuchs und wünscht, daß der Deutschenhaß das bestimmende Element der italienischen Erziehung werden solle, denn Italien sei vor allen anderen lateinischen Nationen dazu berufen, deutschfeindlich zu sein. Deshalb lächelt er nicht, wenn er ein Kind von fünf Jahren, das mit einem Gewehr spielt, sagen hört: „Ich will einen Deutschen töten", wie über eine Kinderei, nein er sieht darin „das Versprechen einer tiefgehenden Erneuerung des italienischen Nationalbewußtseins." Man täte nun unrecht daran, die Gewehre der italienischen Kinder ernster zu nehmen als die der erwachsenen Italiener und man lächelt einfach weiter.

Verdreifachte Schiffahrtswerte.

Unter dieser Spitzmarke schreibt die Times, daß am Jahresschluß die Schiffahrtswerte wie Frachtraten den bisher höchsten Punkt erreicht haben. Schiffsmakler, die gewöhnlich in ihren Jahresübersichten den künftigen Stand der Preise voraussagen, schweigen sich jetzt aus. Kein Mensch in Schiffahrtskreisen hat vor dem Krieg daran gedacht, daß die Preise jemals den hohen Stand erreichen würden, den sie jetzt innehaben, und niemand ist jetzt geneigt, zu behaupten, daß die Preise nicht noch höher gehen werden. Innerhalb von 12 Monaten hat sich der Wert von Schiffsräumen zweiter Hand verdreifacht und vervierfacht. Frachtdampfer im Alter von 12 oder 15 Jahren, die vor einem Jahr noch zum Preise von 3 oder 4 Pfund Sterling die Tonne gekauft werden konnten, haben jetzt einen Wert von 10 oder 12 Pfund Sterling die Tonne. Zu den Preisen des letzten Jahres ist wenig gekauft worden, denn nur wenige haben vorausgesehen können, was kommen würde. In den letzten Wochen sind ganze Flotten verkauft worden. Die leitenden Direktoren hielten es für klug, Vorteile aus den enormen Preisen zu ziehen. Britische Reeder, die zu den jetzigen Preisen kaufen, müssen mit ziemlicher Bestimmtheit mit einer hohen Taxierung rechnen und mit der Möglichkeit der Requirierung durch die Admiralität. Falls das letztere eintritt, werden die eingenommenen Raten keinen angemessenen Vorteil angesichts des hohen Wertobjektes bedeuten. Neutrale Reeder haben weder eine hohe Einschätzung, noch eine Requirierung zu befürchten, und sie können es sich daher leisten, für Räume zweiter Hand sowohl wie für neuere Schiffe höhere Preise zu zahlen. In den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern wird ja tüchtig gebaut.

Die Frauen der Maschukulumbwe (Rhodesien) rasieren ihr Kopfhaar, um damit die pompöse Frisur der Männer zu verstärken.

Die Modedamen von Paris und London benutzen jetzt fleißig ein neues Schutzmittel gegen die Influenza. Dieses Zaubermittel ist das Eucalyptusblatt. Man glaubt nicht nur, daß die Blätter eine Ansteckung verhüten, sondern, daß sie auch für die weiterverbreitete Krankheit unempfänglich machen.